



Josh Weiner (l.) und Netanel Olhoeft (r.) studieren jüdische Schriften auf den Stufen im Görlitzer Park

BENJAMIN REICH

Der Messias erscheint auf einem Esel in Kreuzberg. Es ist ein heißer Sommertag im Görlitzer Park. Ein paar Touristen machen Fotos, auf den großen Steintribünen teilen sich Jugendliche ein Bier. Warum sie nicht sehen, dass eben der Messias erschienen ist? Eine junge Frau führt ihn auf einem Esel durch den Park. Zwei Männer unterbrechen ihren Spaziergang und schauen ihm nach. „Im Talmud steht, dass der Messias auf einem Esel geritten kommt“, sagt der Jüngere der beiden und lacht.

Er ist groß und dünn und trägt ein zugeknöpftes Hemd, Schiebermütze und Brille. Netanel Olhoeft wendet sich an seinen Begleiter und beginnt ein Gespräch über die Bedeutung des Esels im Talmud. „So sind unsere Gespräche immer“, sagt Josh Weiner und lacht. „Wir sehen ein Zeichen und versuchen es dann gemeinsam zu deuten.“ Sie laufen durch den Park und unterhalten sich, fließend zwischen Deutsch und Hebräisch hin- und herwechselnd. Sich gehend zu unterhalten, passt gut zum Rhythmus ihrer Gedanken. Tatsächlich wäre der Zeitpunkt gerade gut für einen Retter. Für einen, der die Welt vor Krieg, Tyrannei und dem Virus bewahrt. „Es wirkt, als lebten wir in einer protomessianischen Zeit“, sagt Olhoeft. Aber bislang gab es noch keinen Anwärter, der den messianischen Kriterien gerecht geworden wäre. Deswegen beten Juden dreimal täglich für seine baldige Ankunft.

Olhoeft und Weiner wissen nicht nur Eselerscheinungen in Kreuzberg zu deuten. Die jungen Männer sind Spezialisten auf dem Gebiet der Spiritualität. Wenn alles gut läuft, werden sie in einem halben Jahr zu Rabbinern ordiniert. Bis es so weit ist, werden sie nicht nur Talmud, Tora und Ha-

lacha studieren – die jüdischen Gesetze –, sondern auch lernen, wie man Menschen begleitet, auch anleitet. Was bewegt sie dazu, sich ausbilden zu lassen?

Olhoeft und Weiner verbindet eine Aufgabe: Sie möchten Räume schaffen, in denen Menschen zusammenkommen, die jüdisch sind oder Interesse am Judentum haben. Gerade solche, die sonst nicht in die Synagoge gehen. Olhoeft und Weiner sprechen mit ihnen über jüdische Texte, laden sie an Schabbat zu sich nach Hause ein. Sie versuchen, bei einer wichtigen Entscheidung zu helfen, diskutieren eine moralische Frage. Wer lernen will, dem helfen sie. Damit werden sie zu Anlaufstellen für sehr unterschiedliche Berliner Jüdinnen und Juden. Nicht alle von ihnen sind gläubig, manche nicht mehr, andere waren es nie. Was können Weiner und Olhoeft ihnen zeigen, was sie nicht in den Synagogen finden?

Mit Pizza und Bier am Fraenkelufer

Unweit des Görlitzer Parks, an der Admiralsbrücke, versperrt ein Polizeiauto die Straße. Leute sitzen am Wasser, trinken Bier, essen Pizza aus Pappkartons. Wer nicht weiß, dass sich in der Nähe ein Gotteshaus befindet, könnte es leicht übersehen. Hinter dem von Kameras bewachten Eisengitter steht leicht zurückgesetzt die Synagoge Fraenkelufer. Das heißt, ein Teil von ihr. Das Hauptgebäude wurde 1938 durch die Nazis zerstört und ist bis heute nicht wieder aufgebaut worden. Die Gemeinde betet im Nebengebäude, das einst für den Jugendgottesdienst genutzt wurde, einem kleinen Bau mit hellblau gestrichenen Halbsäulen. Wenn Josh Weiner an Gottesdiensten mitwirkt, dann meist hier. Wer hinein möchte, muss sich vorher anmelden. Auch heute, um Schawuot zu feiern, das jüdische Erntedankfest. Das liegt nicht nur an den Corona-Maßnahmen. Eine jüdische

Die Juden der Zukunft

Josh Weiner und Netanel Olhoeft sind zwei frisch ordinierte Berliner Rabbis. Unsere Autorin hat sie über ein Jahr auf ihrem Weg zum jüdischen Gelehrten-dasein begleitet. Eine Kreuzberger Reportage

LENA FIEDLER

Einrichtung in Deutschland ist immer auch ein Hochsicherheitsakt. Das führt auch dazu, dass jüdisches Leben hier in der Öffentlichkeit selten sichtbar wird.

Heute ist es anders. Eine Gruppe von etwa 30 Menschen sitzt mit Abstand am Landwehrkanal. Die Wiese gegenüber vom Krankenhaus am Urban ist beliebt, hier treffen sich junge Menschen auf ihr Feierabendbier. Wer Glück hat, sieht die Schwäne vorbeiziehen. Kleine Jungen mit Kippa spielen Fangen, die Eltern sitzen auf Picknickdecken, lesen und diskutieren. Schawuot ist nicht nur ein Erntedankfest, sondern auch der Tag, an dem Juden an den Empfang der Tora am Berg Sinai erinnern. Traditionell studieren die Gläubigen die Nacht hindurch die jüdischen Schriften.

Ein Mann lässt sich ins Gras fallen. Er heißt Amos, ist Mitte 40, kommt aus Israel und arbeitet als Architekt in Berlin. Eigentlich gehe er nicht zum Gottesdienst, sagt er. „Erst seit ich in Berlin bin, habe ich Lust, an Schawuot andere Juden zu treffen.“ Nur in die Synagoge wolle er nicht. „Die Gemeinde in Berlin ist mir zu streng“, sagt er und lacht. „Ich gehe lieber zum Yoga als zum Schabbat.“ Hier am Kanal ist es egal, wer man ist. Weiner steht von seiner Decke auf und stimmt ein hebräisches Lied an.

Wie Amos geht es vielen Israelis in Berlin. Das Bewusstsein, jüdisch zu sein, tritt für viele von ihnen erst hier in den Vordergrund. Das liegt auch daran, dass man es als Jude in Berlin nicht leicht hat. Die Stadt gibt einem das Gefühl, anders zu sein und dass es für dieses Anderssein kaum Platz gibt. Auch für Weiner hat sich etwas geändert, seit er in Deutschland ist. „In Israel war mir das Religiöse nicht so wichtig, in Berlin ist es stärker geworden“, erzählt er.

Er ist 35 Jahre alt, wurde in Jerusalem geboren, ist aber in London groß geworden. Er hat kurze schwarze Haare, einen Vollbart und runde Augen, die durch seine Brille hindurch freundlich auf die Welt schauen: ein unheimlich offener und charismatischer Mann. Seine Großeltern sind 1938 von Deutschland nach Großbritannien und Israel geflohen. Anders als Olhoeft ist Weiner mit jüdischen Traditionen aufgewachsen. „Mein Vater ist ein Rabbiner, und meine Brüder sind alle wie Rabbis“, sagt er. Für ihn hätte es nahegelegen, einen geistlichen Beruf zu wählen. Doch er wurde erst mal Sozialarbeiter.

Im Gegensatz zu Weiner musste Olhoeft sich den Zugang zur jüdischen Tradition erkämpfen. „Ich habe es in meiner Kindheit nicht gelernt“, erzählt er beim zweiten Treffen im Görlitzer Park. Olhoefts Großvater mütterlicherseits war Israeli, seine Großmutter deutsche Jüdin. Das macht ihn per jüdischem Gesetz zwar ebenfalls zu einem Juden, doch seine Eltern haben ihn säkular erzogen. Wie lernt man, was es heißt, jüdisch zu sein? Die Art, wie Olhoeft sich der jüdischen Tradition genähert hat, sagt viel darüber aus, was er für ein Mensch ist.

Er begann nicht mit Regeln, sondern mit dem Text. Um all die wichtigen Schriften lesen zu können, brachte er sich zuerst Hebräisch bei, dann Aramäisch. Olhoeft war damals 14 und auf sich allein gestellt. „Wenn das Internet damals schon so reich an jüdischen Quellen gewesen wäre, wie es das heute ist, wäre es wohl leichter gewesen“, sagt er. Bis er 19 war, lebte er sehr streng. Dann kam die Krise. „Ich habe damals für ein Jahr aufgehört, zu beten und den Schabbat zu halten. Zu streng sein ist nicht der beste Weg.“

Weiner zog vor sieben Jahren von Jerusalem nach Berlin, „ohne Plan“, sagt er, „um etwas Neues zu erleben“. Nach ein paar Monaten begann er am Schabbat Freunde zu sich nach Hause einzuladen. „Irgendwann fühlte ich mich schon wie ein Rabbi, der eine Gemeinde hat.“ Weiner lacht. Man könne in Deutschland besser vom Judentum lernen als in Israel. In Israel sei man als Jude Teil der Mehrheitsgesellschaft. In Berlin ist das anders. Strukturen, die gebraucht werden, sind nicht vorhanden. Wo noch nicht viel ist, gibt es mehr Raum, sich einzubringen.

Israelis haben Berlin stark verändert

Während die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde zu Berlin schon seit Jahren schrumpft (von rund 11.000 auf 9000 Mitglieder), verlagern immer mehr Israelis ihren Lebensmittelpunkt in die Hauptstadt, in den letzten Jahren sollen circa 20.000 hinzugekommen sein. Wenn diese Schätzung stimmt, leben hier mittlerweile mehr israelische als deutsche Juden. Sie kommen meist für Partys, Kunst und ein freieres Leben in die Stadt.

Das jüdische Leben in Berlin ist auch deshalb einzigartig, weil so viele Juden unterschiedlicher Ausrichtung hier leben, das Jüdische aber dennoch kaum sichtbar wird. In dem halben Jahr bis zu ihrer Ordination werden Weiner und Olhoeft sich auch fragen, wo die verschiedenen Jüdinnen und Juden zusammenkommen kön-

nen. Wo ihre Söhne Bar-Mizwa feiern werden. Zuletzt bleibt auch eine Ungewissheit: Ist Deutschland, ein Land, in dem antisemitische Angriffe seit Jahren wieder zunehmen, wirklich ein Ort, an dem sich solche Fragen stellen lassen?

In Deutschland gibt es viele wie Olhoeft, die einen jüdischen Hintergrund haben, aber nicht so erzogen wurden. Immer mehr fangen an, sich für dieses Erbe zu interessieren. „Ich spreche bestimmt jede Woche mit Leuten, die etwas lernen wollen“, sagt Olhoeft. Weil er ihre Erfahrung teilt, ist er ein guter Ansprechpartner. Ob er sich damals jemanden gewünscht hätte, der ihm hilft, so wie er heute anderen hilft? „Ich denke, es hätte nicht geschadet.“ Weiner lacht. So trockene Formulierungen sind für Olhoeft typisch. „Viele kommen zu uns, weil sie herausgefunden haben, dass sie einen jüdischen Großvater oder eine Großmutter hatten, und herausfinden wollen, was das bedeutet.“ Gott suchen die wenigsten: „Mir ist es noch nie passiert, dass jemand zu mir kommt und sagt: Ich suche Gott.“ Wer kommt, habe eher Interesse an jüdischer Tradition.

In den 90er- und frühen 2000er-Jahren kamen zahlreiche osteuropäische Juden als Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Insgesamt waren es etwa 220.000. Sie sollten das jüdische Leben in Deutschland bereichern, das nach der Schoah fast völlig verschwunden war. Wären die Juden aus der untergehenden Sowjetunion nicht emigriert, gäbe es im heutigen Deutschland abseits der Großstädte kaum jüdische Gemeinden mehr. Doch der Plan ging nicht auf. Von den 220.000, die einwanderten, fanden weniger als ein Drittel den Weg in die Gemeinden.

„Obwohl die postsowjetischen Juden den aus der deutschen Gemeinde zahlenmäßig überlegen waren, ist ja bekannt, dass diese Integration nicht erfolgreich war“, sagt Olhoeft. Viele gehen nicht in Synagogen, haben nicht gelernt zu beten, sprechen nur in seltenen Fällen Hebräisch.



Josh Weiner kam ursprünglich aus Jerusalem über London nach Berlin.

BENJAMIN REICH

Die postsowjetischen Juden, die deutschen Juden und die Israelis: „Das sind schon unterschiedliche Welten“, sagt Olhoeft. „Nur weil sie alle jüdisch sind, heißt es nicht, dass sie nicht ganz verschiedene Mentalitäten hätten.“

Im Görlitzer Park wirkt es unwirklich, dass sich junge Menschen für Glaubensfragen interessieren. Verliert Religion nicht eher an Bedeutung? Olhoeft hofft auf eine Trendwende. Er promoviert an der Universität Potsdam. „Seit dem 19. Jahrhundert war der Säkularismus aufsteigend“, sagt er. Einer der Gründe dafür sei der Zusammenbruch des christlichen Sinnmonopols in Europa gewesen und der Aufstieg verschiedener Weltanschauungen wie des Sozialismus, Anschauungen, die die entstandene Leere füllen wollten. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe dann vermehrt der Konsum diesen Platz eingenommen.

Olhoeft setzt sich auf einen dieser wuchtigen Steine im Park. Eine Frau nähert sich, fragt ihn nach Gras. Olhoeft fährt unbeirrt fort: „Meine Religiosität besteht zum großen Teil darin, dass ich ethische Texte aus verschiedenen Jahrhunderten lese: Wie man den Charakter verbessern, seine Gedanken bewusster wahrnehmen kann, wie man Nächstenliebe zeigt, was man sagen sollte, was man nicht sagen sollte.“

„Viele Juden missionieren innerjüdisch“, ergänzt Olhoeft, „auch solche, die nicht ihrer Linie entsprechen.“

„Ich weiß nicht, ob ich schwul bin“

Für ihn hat die Frage der Toleranz auch eine persönliche Bedeutung. Olhoeft lebt seit vielen Jahren mit einem Mann zusammen, einem ex-orthodoxen Fotografen aus der Nähe von Jerusalem. Für manche andere Juden ist das ein Problem, weil sie der Ansicht sind, dass die jüdischen Gesetze Homosexualität verbieten. „Du sollst nicht bei einem Mann liegen wie bei einer Frau; es ist ein Gräuelt.“ So steht es in der Tora. Fragt man Olhoeft, wie er damit umgeht, sagt er: „Ich weiß überhaupt nicht, ob ich schwul bin. Aber ich liebe meinen Partner.“ Diese Art zu argumentieren ist typisch für ihn und auch im Judentum oft Praxis. Regeln fürs eigene Leben abzuleiten, das geht nur dann, wenn man die religiösen Texte analysiert. Die lassen immer Spielraum für Argumentation. Wenn die jüdischen Gemeinden in Zukunft relevant bleiben wollen, werden sie sich mit Sexualität und Gender beschäftigen müssen. Gerade in einer Stadt wie Berlin.

Es ist der 23. September. Nur noch vier Wochen bis zur Ordination der zwei werdenden Rabbiner. Es ist kühler als in den Vorwochen, dieses Mal war die Terminfindung schwerer. „Wir sind gerade in einer Zeit, in der viele Feste stattfinden“, erklärt Olhoeft. Es ist der siebte Monat im Judentum, Tishrei, in dem die meisten der hohen Feiertage liegen. Das jüdische Neujahrsfest, Rosch ha-Schana, liegt hinter ihnen, Jom Kippur noch vor ihnen. Olhoeft und Weiner sitzen in einem Kreuzberger Café und besprechen den Ablauf der Feier.

Wie genau sie ablaufen soll, ist noch nicht sicher. „Es ändert sich jeden Tag“, sagt Olhoeft. „Wir werden uns wahrscheinlich im Gemeindehaus in der Fasanenstraße treffen, aber das meiste wird wohl über Zoom laufen.“ Ob Olhoeft sich auf seine Ordination freut? „Ich denke, ich freue mich

Man könnte sich Olhoeft als Kopf und Weiner als Herz ihrer Unternehmungen vorstellen – und täte doch beiden unrecht.



Netanel Olhoeft brachte sich Hebräisch und Aramäisch selbst bei.

BENJAMIN REICH

darauf.“ Olhoeft denkt kurz nach, sagt dann: „Das ist für mich keine große Zäsur.“ Für Weiner war es ein volles Jahr: Er hat zahlreiche Gottesdienste vorbereitet, sein Sohn Amitai wurde geboren, dann kam Corona. „Daneben habe ich noch studiert. Ich fühle mich eher so, als würde ich schon arbeiten“, sagt er und lacht.

Bald werden sie ihre Titel erhalten, mit „Rav“ angesprochen werden, was so viel heißt wie: der Große, Bedeutende. Ursprünglich war der Rabbiner-Beruf ehrenamtlich: Er sprach Recht, verheiratete, sorgte für das Seelenheil. Heute stehen viele Rabbiner jüdischen Gemeinden vor und übersetzen für sie die Schrift in Traditionen und Regeln. Der Titel ist auch der Abschluss einer akademischen Ausbildung, der ihren Status als Gelehrte ausdrückt. „Rabbiner können auch lebenslang in ihrer Kammer sitzen und studieren“, erklärt Olhoeft, der sich so ein Leben wohl gut vorstellen könnte. Weiner möchte nach seiner Ordination für eine Gemeinde arbeiten. Das ist aber gar nicht so einfach – vor allem, wenn man jung ist und mutig, etwas verändern zu wollen.

Olhoeft und Weiner sind sich einig, dass die wichtigste Verpflichtung eines jeden Rabbiners ist, Gelehrsamkeit zu teilen. Dafür haben sie während Corona viele neue Wege gefunden. Zu Rosch ha-Schana zum Beispiel hat Weiner über Zoom einen Schiur veranstaltet, eine Unterrichtsstunde, in der jüdische Texte gedeutet werden. Dazu hat er Abendessen organisiert. Menschen, die mitmachen wollten, konnten sich melden.

So kamen viele Abendessen zustande. Für diejenigen, die nicht in die Synagoge konnten, hat Weiner einen Guide geschrieben, in dem Empfehlungen stehen, wie man die Feiertage so verbringt, dass sie religiösen Regeln entsprechen. Darunter Vorschläge wie: ein Tagebuch schreiben, sich Zeit zu nehmen, zu vergeben oder um Vergebung zu bitten. Aufgrund der Pandemie brauchen viele Menschen gerade Unterstützung, etwa weil sie einen Familienangehörigen verloren haben. Weiner berät sie.

Jetzt denkt er kurz nach, sagt: „Ich habe Angst, dass gar keine Gemeinschaft entsteht.“ Er erlebt das jüdische Leben in Berlin

oft eher als Nebeneinander. Das wird von einigen inner- und außerhalb der jüdischen Gemeinde nicht als Problem gesehen. „Die jüdische Gemeinde ist vielleicht auch klein gut“, versucht Olhoeft zu beschwichtigen. „Sie hat keinen Wachstumsanspruch, der Inhalt ist entscheidend.“

Die Folge dessen zeigt sich in der Verschiebung von Religion und Spiritualität: weg von institutionellen Glaubensgemeinschaften, hin zu privaten Begegnungen. Obwohl die Mitgliederzahlen der Gemeinden sinken, steigt das Interesse an Spirituellem. Man könnte sich die jüdische Gemeinde und die Gemeinschaft aller Jüdinnen und Juden in Berlin wie zwei Kreise vorstellen, die sich an einem Punkt leicht überlappen. Olhoeft und Weiner stehen an der Stelle, wo sich die Kreise berühren.

Das Publikum steht auf und klatscht, als Weiner und Olhoeft das Diplom überreicht wird. Es ist der 25. Oktober. In Charlottenburg, unweit des Kurfürstendamms, in der schönen Fasanenstraße, steht das jüdische Gemeindehaus. Vor dem kleinen Häuschen der Polizei unterhalten sich zwei Beamte.

Das Gebäude ist aus den 60er-Jahren, ein Neubau. Früher stand hier eine der größten Synagogen Berlins, die während der Novemberpogrome in Brand gesteckt und später abgerissen wurde.

In einem großen Saal im ersten Stock des Gebäudes sitzen etwa 25 Personen in großem Abstand zueinander. Olhoeft und Weiner, beide im Anzug und mit weißem Tallit, einem Gebetsumhang, halten ihr Diplom in die Höhe. Es ist den beiden anzumerken, dass ihnen dieser Abend im Mittelpunkt etwas unangenehm ist. Auf die Frage, wie es ihm nun gehe, antwortet Olhoeft trocken: „Wie vorher.“ Ohne Olhoefts Antwort gehört zu haben, sagt Weiner: „Besser als vorher.“

Kinderprogramm in der Synagoge

Ein Jahr später, April 2021, ein letztes Treffen im Görlitzer Park: Auch jetzt treffen wieder verschiedene Menschen aufeinander, die sich den Raum eines Parks teilen. Wieder sprechen die Rabbiner über die Zukunft jüdischen Lebens in Berlin. Weiner erzählt von den Kindern in Berlin, die er bis zu ihrer Bar-Mizwa unterrichtet. „Ich rede mit ihnen auf Hebräisch, aber sie lesen nicht so gut oder gar nicht.“ Das Sprechen funktioniert, weil sie mit ihren Eltern und Familien sprechen, das Lesen, das sie für religiöse Texte benötigen, lernen sie kaum. Ähnlich gehe es auch den Kindern russischer Einwanderer.

„Ich mache ein Kinderprogramm in der Synagoge am Fraenkelufer. Es kommen viele israelische Kinder, die von ihren Eltern hergebracht werden. Sie selbst kommen nicht in die Synagoge, aber sie wollen etwas Kulturelles für ihre Kinder.“ In den Kindern liegt ein Potenzial für Veränderung, sagt Weiner. Er denkt über ein Angebot für sie nach: eine jüdische Sonntagsschule für Jugendliche zwischen elf und 13 – ein Brauch, wie er in den USA üblich ist. Um so eine Idee umsetzen zu können, braucht er eine Stelle, die ihm das bezahlt. Die gibt es bisher nicht. Olhoeft schaut Weiner an. „Dein Sohn – wie wird die Gemeinschaft aussehen, wenn er groß ist?“, fragt Olhoeft. Mit wem wird er sich treffen? Wird er in die Synagoge gehen? Hebräisch sprechen? Die nächsten Jahre werden entscheidend für die jüdische Gemeinde und Gemeinschaft Berlins.